

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Supper, Auguste: Der Fund

urn:nbn:de:bsz:31-62031

einem Irren durch Revolvergeschüsse getödet worden. Schade um den Mann! Er war einer der tüchtigsten der Diplomaten. Wir hätten ihn noch sehr nötig brauchen können.

In Deutschland ist ein großer Tag gewesen, als der Zeppelin die ganze Welt umflog hat. Davon erzählt der Hinkende an einem anderen Platz dieses Kalenders. Und ein weiterer großer Tag, als der Zeppelin nach Südamerika flog und damit die Hoffnung erweckte, es werde ein regelmäßiger Luftschiffdienst zwischen Lissabon und Pernambuco eingerichtet werden können. Der Flug des Luftriesen ist immer wieder ein Ausblick des deutschen Geistes, der sich nicht unterkriegen läßt, auch durch die schlimmsten Zeiten nicht. Noch eines Toten möchte der Hinkende gedenken: am 6. Oktober ist Prinz Max v. Baden im Krankenhaus in Konstanz verschieden und dann auf seinem Schloßgut Salem beigesetzt worden. Es war der letzte Reichskanzler des kaiserlichen Deutschland. Ein Mann von edlem Willen und großer Liebe

vor allem zum einfachen Volk. Einer, der das Herz auf dem rechten Fleck gehabt hat und der in ruhigeren Zeiten sicherlich für das badische Volk, dessen Herrscher er nach dem Tode von Großherzog Friedrich II. geworden wäre, ein großer Segen geworden wäre. Sein tragisches Schicksal war, daß er in einem Augenblick zur höchsten Macht im Reich berufen ward, in dem schon alles verloren war. Er hat selbst damals gesagt: „Wie schad, daß ich fünf Minuten nach zwölf Uhr Kanzler geworden bin!“ Der Hinkende denkt wehmütig des feinen Geistes, den er persönlich gekannt und sehr hoch geschätzt hat!

Und nun schwenkt der Hinkende trotz all dem vielen Herzeleid, von dem er hat erzählen müssen, seinen Dreispiz und ruft seinen Lesern zu: Kopf hoch und das Herz in beide Hände gefaßt! Deutschland ist nicht verloren, wenn es sich nicht selber verloren gibt! Und davor, daß wir an uns selbst verzagen, behüt uns Gott der Herr!

Der Fund.

Von Auguste Supper.

Am Dorfsende, in einem mehr geräumigen und soliden, als gerade schönen Backsteinhaus, das die Leute ehrfürchtig „Die Villa“ nannten, wohnte der alte Herr Rau mit seiner ebenfalls alten, aber noch sehr rüstigen und tätigen Haushälterin.

Als Maschinenfabrikant, so hieß es, habe der Mann sich seiner Zeit ein Vermögen erworben. Andere wollten wissen, er sei kaufmännischer Leiter in einer Maschinenfabrik gewesen. Es kam den Leuten im Dorf nicht so genau darauf an; sie hatten gar nicht die nötige Zeit, um über die Vergangenheit des „alten Rau“, wie man ihn gemeinhin nannte, viel nachzuforschen oder nachzudenken.

Daß er einmal sehr viel Geld gehabt habe und ein prächtiges Haus in der Stadt, das ließ die Haushälterin, die strenge und gefürchtete „Frau Maier“, ihren wenigen Günstlingen aus dem Dorf gegenüber durchblicken. Daß er auch jetzt noch ein reicher Mann sei, das war die Ueberzeugung aller, die an dem roten Haus mit seinem weitläufigen, ein wenig verwilderten Garten vorübergingen. Zwischen reich und sehr reich sahen die Dorfleute keinen rechten Unterschied: sie sahen ihn nur zwischen reich und arm; denn in der Armut kannte man sich in Lochstett leider nur allzu gründlich aus.

Warum Herr Rau gerade in dieses weltentlegene, arme Dörflein gezogen, sich da die rote „Villa“ gebaut und den großen Garten angelegt hatte, das mochte der liebe Gott wissen. Menschen konnten keinen vernünftigen Grund dafür finden, denn Lochstett lag weder in reizvoller Gegend, noch hatte es eine interessante

Vergangenheit, oder gar eine vielversprechende Zukunft. Auch genossen die Lochstetter nicht gerade des allerbesten Rufes. Die Verbindung mit Welt und Weltverkehr stellte ein wöchentlich dreimal fahrender Autobus her, und wenn höhere Gewalt eingriff, das heißt, wenn nach langen Regenzeiten die Straße grundlos wurde, oder wenn tiefer Schnee lag, oder Glatteis eintrat, dann war Lochstett seinem Schicksal überlassen, und der Autobus mußte tatenlos zusehen.

Aber vielleicht war gerade das, was manche Leute abgeschreckt hätte, für Herrn Rau der Grund gewesen, Lochstett zum Alterssitz zu erwählen. Ueber den Geschmack läßt sich ja nicht streiten, und wie die Leute zu ihrem Geschmack kommen, das ist oft eine lange und meistens ganz verborgene Geschichte. Leichter zu sagen ist, warum und wieso Frau Maier nach Lochstett kam. Einfach, weil ihr Herr dorthin zog. Gegen vierzig Jahre war sie jetzt im Haus, und wo dieses Haus stand, das war im Grunde nebensächlich. Sie hatte es mit ihrem Herrn und dessen Haushalt zu tun, nicht mit Lochstett, oder überhaupt mit der Geographie. Stadt und Dorf, Länge- und Breitengrad ging sie nichts an; aber Wäsche und Kleider, Essen und Trinken, das ganze Behagen und Leben ihres Herrn war ihr auf die Seele gebunden, seit die Frau tot war. Und in dieser Hinsicht stand sie ihren Mann.

Nicht als ob der „alte Rau“ bei Frau Maier in allzu sanfter Hand und Pflege gewesen wäre! Ihre Treue war ziemlich stark zu Tyrannei verkalft, ihre Fürsorge schlug leicht ins Herrische,



ja Grobe um. Schon äußerlich hatte die große, wuchtige Frau neben dem mageren, fast zierlichen und schon ziemlich gebeugten Herrn Rau ein Uebergewicht, das sie gerne auch sonst betonte und umso leichter betonen konnte, als sie sehr selten Widerspruch fand. War doch ihr Herr ebenso still und in sich versponnen, so eigenbrütlerisch und menschenscheu, wie sie selbst laut, streng und unheimlich war, ihm und anderen Leuten gegenüber.

Im eintönigen Tagewerk des alten Rau spielte der Nachmittagsspaziergang eine große Rolle. Schon früher, in der Stadt, war das so gewesen. Da hatte der Herr jeden Tag mit Frau Maier eingehend besprochen, wohin etwa heute die Wanderung gehen sollte. Sie hatte immer Vorschläge gehabt, immer einen Rat gewußt und gegeben.

In Lochstett war nichts zu beraten, nichts vorzuschlagen. Da gab es beim besten Willen eigentlich nur einen Spaziergang, der den Namen verdiente; das war ein mit Platten belegtes Wiesenweglein, das langsam steigend an der mit Obstbäumen bestandenen Senkung hin nach einer öden, mit Heidekraut bedeckten Halbe und dann weiter nach dem großen Steinbruch führte, in dem mancher Lochstetter, den seine paar Aeckerlein nicht ausreichend ernährten, sich unter Mühen und Gefahren ein Stück Geld verdiente.

Diesen Pfad ging der alte Rau so ziemlich Tag für Tag. Seine Beine waren nicht mehr für Experimente auf holperigen und staubigen, oder schlüpfrigen und schmutzigen Ackerwegen, die schlechte Landstraße bot auch herzlich wenig Reize, so daß der Sieg dem Wiesenpfad unbefritten blieb. Die breiten ungleichen Sandsteinplatten wurden dem Spaziergänger so vertraut, daß er jede nach Aussehen und Beschaffenheit kannte und behandelte. Er wußte, auf welche man den Fuß kräftig setzen durfte und wo Vorsicht geboten war; er beobachtete das Verwittern oder Lockerwerden so aufmerksam und gewissenhaft, wie etwa ein Geologe Veränderungen und Vorgänge an der Erdkruste beobachtet, und nicht weniger als ein solcher knüpfte er an diese Beobachtungen seine Schlüsse und Folgerungen. Zur besseren Kontrolle hatte er längst alle nummeriert.

Aber nicht nur die Pflastersteine, auch was er darauf liegend fand, gab ihm oft genug Veranlassung zum Nachdenken über allerlei Zusammenhänge. Da waren zerkaute Zigarettenstummel, die von niemand herrühren konnten, als von den Steinbrucharbeitern, die den Plattenweg gingen.

Man denke: Steinbrecher, die Zigaretten rauchten! Arme Lochstetter, die kaum das Salz für die Suppe aufbrachten — und Zigaretten!

Wo hätte es früher so etwas gegeben! Damals erlaubte man sich höchstens, allerhöchstens, eine

Pfeife, und heutzutage, wo man das Sparen so viel nötiger hätte, wälet man beim Spaziergang in Zigarettenstummeln!

Dort drüben lag sogar ein goldener. Unerhört! Zigaretten mit goldenen Mundstücken waren doch ohne Zweifel sehr teuer! Er selbst hatte ja darin keine Erfahrung, denn er rauchte seit langer Zeit nicht mehr. Aber er würde Frau Maier darüber fragen; die wußte es sicherlich. Die wußte alles. Eine tüchtige Person! —

Er kam ins Grübeln. Wie lang war das eigentlich her, daß er nicht mehr rauchte? Seit der beängstigenden Herzgeschichte damals nach dem Tod seines Zweijährigen. — Der Arzt hatte gemeint, der Unfall könne vom Rauchen kommen, das manche Naturen umwirft; aber er selbst, Friedrich Rau sen., hatte gut gewußt, was schuldig war. Doch das Rauchen hatte er sich dann nichtsdestoweniger abgewöhnt. — Sollte es dem Herzen nicht einen Stoß geben, wenn man sechs Jahre auf ein Kind, auf einen Erben für sein schönes Geschäft gewartet, diesen Erben dann bekommen und nach zwei Jahren wieder verloren hat!

Und was war es für ein Kerlchen gewesen, der Zweijährige, der Friedrich Rau jun.! Kein Wunder, daß nach seinem Gehen die Mutter auf dieser Erde nicht mehr daheim war und sich auch auf den Weg machte nach drüben.

Bierzig Jahre war das nun her. Seit vierzig Jahren rauchte der alte Rau nicht mehr; aber die Lochstetter konsumierten Zigaretten mit goldenem Mundstück! Schön! Macht nur so weiter, ihr gedankenlosen Verschwender! Wäset euer Geld in die Luft! Man hat es ja dazu in Deutschland!

Er redete sich in die tiefste Entrüstung gegen die Dörfler hinein und zerstampfte jeden Stummel, den er auf den Steinplatten fand.

Ein andermal erregten ihn Staniolreste, Drangen- und Bananenschalen. War man deshalb an seinem Lebensabend in das Nest hinter dem Mond gezogen, um auch hier auf Leckermäuligkeit, auf Rasch- und Genußsucht zu stoßen? Ein Apfel und ein Stück Brot wäre der Dorjugend wahrlich angemessener und gesünder, als all das Zeug, für das man deutsches Geld ins Ausland schickte.

Nein, eine restlose Entspannung und Freude war der Spaziergang auf dem Plattenweg nicht. Wenn Herr Rau heimkam, hatte er nur allzuoft Veranlassung und das Bedürfnis, sein volles Herz vor Frau Maier und — wenn es sich gerade traf — auch vor Lina, dem neuen, hübschen, zwanzigjährigen Dienstmädchen, einer geborenen Lochstetterin, zu entladen.

Diese Neue war für Frau Maier noch ein unbeschriebenes Blatt. Man wußte nicht mehr von ihr, als daß sie die Tochter der Milchlieferantin und bei einem Bauern im Nachbar-

dorf im Dienst gewesen war, ehe sie auf Bitten ihrer Mutter in „die Villa“ kam.

Stand nun Frau Maier zufällig mit Lina auf Kriegsfuß, wenn Herr Rau sein Herz entlud, so stimmte sie seiner Entrüstung begeistert bei. War aber gerade Waffenstillstand, so kam der Herr meist schlecht an. Es wurde ihm dann bedeutet, daß die Welt in Lochstett nicht verbobener sei als anderswo, man müsse sie nur ohne Verschrobenheit ansehen.

Ja, es wurde ihm vorgehalten, daß außer ihm sich kein Mensch über den Quark auf der Straße aufrege. Er solle doch an den Himmel gucken, dann sei gleich abgeholfen; dort führen keine

Zigarettenstummel herum und keine Bananenschalen. Und überhaupt seien Bananen ge und, und den armen Leuten müsse man auch etwas gönnen; er, Herr Rau, müsse ja das Zeug nicht bezahlen. Ob es ihm vielleicht lieber wäre, wenn er einmal eine Handgranate fände? — Gestern habe sie gelesen, wie Buben eine Handgranate —

So kam sie von dem bestimmten Fall ins Allgemeine hinein, und Herr Rau, der seine Erfahrungen hatte, wußte dann, daß sie selbst empfand und auf ihre Art bedauerte, allzu grob und ansässig gewesen zu sein.

Wortfarg wie er war, ließ er sich daran genügen und zog sich in sein Zimmer zurück, nicht ohne sich vorzusagen, daß die Maier doch eine recht tüchtige Person sei, der man etwas nachsehen müsse. —

Im Spätherbst war's. Schon stand das Abendrot am hohen Himmel, als Herr Rau auf seinem Spaziergang zu Platte Nr. 67 kam.

Das war die Platte, die seit vier Wochen, seit der schielende Bergbauer mit einem schweren Mistwagen darübergelassen war, einen bösen Miß zeigte und an der einen Seite — es war die Seite gegen Nordosten — bedenklich abblätterte. Also bei oder auf Platte Nr. 67 sieht Herr Rau etwas liegen.

Was ist es denn? Es sieht nicht aus wie Schokoladenpapier und nicht wie Bananenschalen, es hat auch nichts mit Zigaretten zu tun, man

meint — — — Frau Maier, der Herr Rau dieses sein Abenteuer erzählt, hebt schon in Ungeduld die Arme gen Himmel; dann erfährt sie endlich, daß der niedagewesene Fund nicht etwa eine Handgranate ist, sondern ein Kinderstrumpf, ein Kinderstrumpf, den der Herr jetzt aus der Tasche zieht.

Eine hochgespannte Erwartung sinkt in der Haushälterin zusammen. Das macht entweder traurig oder unwirsch, und weil Frau Maier mehr zum Unwirschen neigt, so legt sie jetzt in höchster Tonart los.

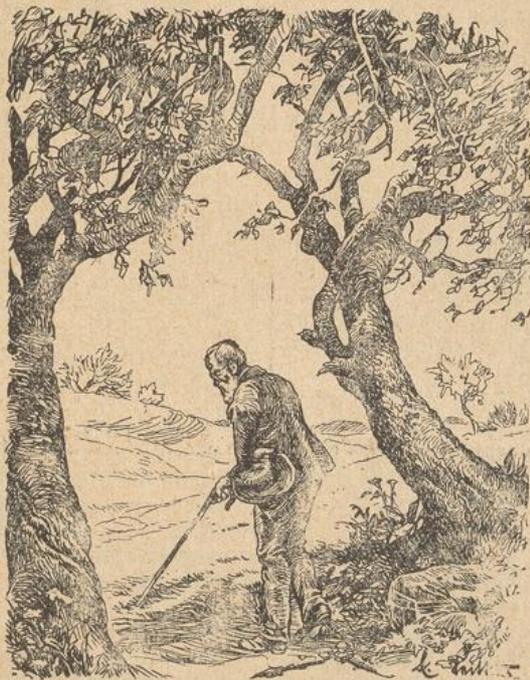
Nach als Lina mit dem Teegeschirr ins Zimmer kommt, zügelt sie ihre Entrüstung nicht. Eben

beweist sie ihrem Herrn, daß das Strümpflein, das in schneeiger Weise dort auf der Schreibtischecke liegt, seiner Lebtag nicht von dem Fuß eines Lochstetter Bauernkindes stammen könne. Das könne nur ein Narr glauben.

Wenn es aber ja doch so wäre, wenn ein Dorfweib so vom Hochmütstempel besessen wäre, daß sie ihrem Zweijährigen — denn von einem Zweijährigen stamme todsicher der Strumpf — daß sie also ihrem Zweijährigen weißwollene Strümpfe anziehe, — dann sei der Weltuntergang nah und sie, Frau Maier, könne dann nur sagen, solchen Weibern gehöre der Buckel verhaue. Man solle nur denken, wie schwer weiße Wolle zu waschen

sei! Sie selber habe doch einen weißwollenen Unterrock und mit dem habe sie sich einmal — es sei schon vor zwanzig Jahren passiert — auf ein Mäuerlein gesetzt und auf dem Mäuerlein sei Karrensalbe gewesen. Wie die da hinkam, sei ihr heute noch ein Rätsel. Und kurz und gut: den Unterrock habe sie halt waschen müssen. Und wie sehe der jetzt aus! —

Herr Rau schüttelte trüb den Kopf. Er spürte genau aus dieser Abschweifung heraus, daß die Maier wußte, daß sie zu grob gewesen war, aber heute konnte er es dabei nicht bewenden lassen. Mit einer Beharrlichkeit, die ihm sonst fremd war, sagte er, das Strümpfchen gehöre sicher einem Lochstetter Kind. Leute, die Zigaretten rauchen, Orangen und Bananen und Schokolade



Also bei der Platte Nr. 67 sieht Herr Rau etwas liegen.

essen in den heutigen Zeiten, die ziehen auch ihren Kindern weiße Strümpfe an. Wenn Unverstand und Verschwendungssucht in einem Bauernkopf Einlaß gefunden habe, dann gebe es kein Halten mehr.

Er nahm das Strümpflein in die Hand. „Ich glaube übrigens nicht“, wagte er zu behaupten, „daß es von einem Zweijährigen ist.“

In diesem Augenblick drehte Lina, die den Tisch deckte, den Kopf. „Nein“, sagte sie schüchtern, „ich glaub's auch nicht.“

Frau Maier fuhr herum. Meinte das Gänselein, sie müsse dem Herrn zuhülfe kommen? Müßte sich wohldranmachen? —

„Dich hat niemand gefragt“, herrschte sie die Erschröckene an und ging aus der Türe. Herr Rau und Lina schauten sich einen Augenblick bestürzt an. Vielleicht kam ihnen ihre Schicksalsgemeinschaft dieser Gewaltigen gegenüber zum Bewußtsein. „Sie ist eine tüchtige Person“, sagte dann Herr Rau leise und schloß ein Fach an seinem Schreibtisch auf, indeß das Mädchen in seiner Arbeit fortfuhr.

Verjämert und still saß der Mann lange in seinem Sessel. Endlich, Lina wollte gerade das Zimmer verlassen, rief er sie her.

Sie kam nur zögernd herbei. Etwas Scheues und Gedrücktes, das ihrem Wesen sonst fremd war, lag über ihr.

„Lina“, sagte der Herr, „sehen Sie doch daher! Ist dieser Strumpf nicht zu klein für diesen Schuh? Was schwacht sie denn immer von einem Zweijährigen? Er hielt das weißschimmernde Strümpflein gegen einen zierlichen grünen Schuh, den er vor sich hatte.

Mit bleichem, hilflosem Gesicht stand das Mädchen und gab keine Antwort.

Herr Rau, als wolle er sie ermuntern und zum Reden bringen, fuhr eindringlicher fort: „Das müssen Sie doch auch sehen, Lina, daß das Strümpflein zu klein ist. Das sieht doch ein Blinder. Wenn Sie schätzen müßten, für welches Alter der Strumpf ist, was würden Sie sagen, Lina?“ —

Ein seltsamer Laut war zu hören. Fast klang's wie verstohlenes Schluchzen. Hestig schüttelte die Gefragte den Kopf, als weise sie die schwere Aufgabe von sich. „Nun, nun“, begütigte Herr Rau, „etwas sagen können Sie doch! So genau kommt es ja nicht darauf an. Ich schätze acht bis zehn Monate.“

„Elf“ kam es schon.

Wieder hielt der Mann Schuh und Strumpf abwägend gegeneinander. „Mag sein“, sagte er entgegenkommend, „wenn es ein zartes Kind ist, vielleicht ein Mädchen.“

Sie trat einen Schritt näher. Vielleicht wollte sie das strittige Objekt genauer betrachten. Dann schüttelte sie wieder den Kopf.

„Sie meinen nicht, Lina? Sie glauben, es sei ein Bub?“ —

Er wartete keine Antwort ab. Erneut wandte sich sein Interesse dem Strümpfchen zu. Wirklich! nur ein Bubensfuß konnte so energisch die kleine runde Ferse in das weiße Wollgebild eingeprägt haben, für einen Bubensfuß sprach deutlich die Plastik dieses Wädchens.

Er bewunderte den Scharfblick Linas, er erkannte ihre Ueberlegenheit.

„Sie könnten Recht haben, Lina“, gab er erfreut zu, „nun sind wir schon wieder um einen Schritt weiter. Es muß doch leicht herauszubringen sein, wer im Dorf einen elf Monate alten Buben hat! Ich verlasse mich auf Sie, daß Sie dahinterkommen. Diesmal muß ein Exempel statuiert werden!“

Er heftete seine brillenbewehrten, sonst immer ein wenig abwesenden Augen so voll und energisch auf das Mädchen, daß dieses unmöglich auf den Gedanken kommen konnte, die unverständenen drohenden Worte gehen eigentlich an eine andere Adresse und der ganze Angriff gelte Frau Maier. Sie fing plötzlich bitterlich zu weinen an.

Nun war aber Friedrich Rau sen. ein Mann, der — eigentlich nicht von Natur aus, aber von strengem Schicksal so gemodelt — sich auf den Tod ungern hineingezogen sah in fremde Angelegenheiten. Vielleicht war das auch der tiefste Grund, warum er in „das Nest hinter dem Mond“ geraten war.

Wie auf seinem Spaziergang, so wollte er auch in Leben am liebsten vor sich hinschauen und allenfalls die Platten zählen, die sein Fuß betrat.

Früher, ja, da war das anders gewesen. Als die Frau noch lebte und der kleine Rau jun., als ein aufblühendes, noch nicht von rücksichtsloser, ja gewissenloser Konkurrenz hinterlistig untergrabenes Geschäft sein eigen und er noch im Besitz seiner ungebrochenen Lebenskraft und -freude war, — da hatte er nicht unter sich, sondern froh und kühn hinausgeschaut.

Aber dann war es Schritt für Schritt in die Enge, in immer kleineres hineingegangen. Einsamkeit, Nachlassen der Kräfte Leibes und der Seele, eine Zeitlang — zum Glück nur eine Zeitlang! — Verbitterung, Alter, Schrullen. — Die weinende Lina war etwas, das den erschrockenen Mann zwang, von seinen nummerierten Wegplatten aufzusehen.

Reichlich unbehaglich, so daß es fast drohend klang, fragte er nach einer Pause größter Ratlosigkeit: „Soll ich die Maier rufen?“

In der Fassungslosen wogten die angstvollen Gedanken durcheinander. Da war der Frikle, ihr Frikle. Sie hatte die Mutter gebeten, „was vom Frikle“ doch in der Villa zu sagen, ehe sie dorthin in den Dienst kam.

Aber die Mutter hatte nicht gewollt. „Wenn sie mich fragen, dann sage ich's“, hatte die

Mutter geantwortet, „sonst nicht. Es ist doch nicht nötig, daß man das in die Welt schreit.“ — Und auch der Fritz, der Vater vom Frikle, hatte das gemeint, und was der Fritz meinte, das war noch immer gut und recht gewesen. Freilich: bis auf das eine Mal, wo es eben doch nicht gut und recht gewesen war, denn dann wäre heute kein Frikle da, und das Frikle sollte eigentlich nicht da sein. Wie oft hatte das die Mutter schon gesagt! Aber bei sich behalten hatte sie das Frikle dann doch, und die weißwollenen Strümpfchen, ja, die hatte sie dem Frikle auch gestrickt, und der Fritz hatte das Garn dazu gekauft auf dem Jahrmarkt. Mannsleute sind halt dumm in diesem Stück und nehmen, was man ihnen aufschwächt. Die Mutter hat gleich geschimpft und gesagt, weißwollenes Garn sei doch nichts für Kinderstrümpfe, da stricke sich höchstens die Königin Strümpfe davon. Aber der Fritz hat gelacht und hat gemeint, weil es jetzt keine Königin mehr gebe, könne man dem Frikle ruhig ein Paar stricken. — Das alles zog der Lina durch den aufgeschreckten Sinn. Und jetzt war wahrscheinlich die gute Stelle in der Villa verloren wegen der weißen Kinderstrümpfe und wegen dem Frikle und wegen allem! — — Drohendes Schicksal, das für eine junge Dorfmagd so gut eine Schreckensmaske bereit hält, wie für jeden Großen in der Welt, es grinste in diesem Augenblick so böseartig in Linas erschrockenes Herz, daß sie davor erstarrete und nur noch den bitterlichen Tränen freien Lauf lassen konnte.

Draußen schrillte jetzt die Hausglocke.

Der fast brutale Klang brachte mit wunderbarer Schnelligkeit Lina wieder einigermaßen in Form. Ist doch bei allen Rechtschaffenen die Pflicht das, was sie auch in den schlimmsten Lagen hochreißt.

„Die Milch kommt“, stieß sie hervor und wollte enteilen.

Zu dem erregten Herrn arbeiteten die Gedanken rascher als sonst. Die Milch — brachte die nicht allabendlich Linas Mutter, eine kluge, ortskundige Frau, mit der sich reden ließ? —

„Schicken Sie Ihre Mutter zu mir herein“, befahl er kurz dem Mädchen.

Wie gebrochen stand sie an der Tür. Sie schien etwas sagen zu wollen und ging dann, weil die Glocke zum zweitenmal, und jetzt recht ungeduldig, schrillte.

Herr Rau wandte sich wieder dem grünen Schuh und dem weißen Strümpfchen zu. Wie hübsch das zusammen aussah! Es war eigentlich schad, daß die Maier nicht recht hatte und der Schuh nicht von einem Zweijährigen stammte! Leise streichelte er den Schuh. Dann drehte er den Kopf nach der Türe und wartete. Auch die Brille putzte er, um klaren Blick zu haben.

Aber nicht Linas Mutter, nur Lina selbst schob sich herein. Nicht „die Milch“, ein Bettler habe geläutet, erklärte sie.

Es sah fast aus, als habe sich das Mädchen bei dem Bettler neue Kraft geholt. Vielleicht war ihr bei seinem Anblick eingefallen, daß sie doch immer noch eine Heimat, eine Mutter, einen Fritz und ein Frikle habe, auch wenn man sie „in der Villa“ hinauswerfe.

Wleich, aber gefaßt stand sie in der Nähe der Türe und wartete.



Wleich, aber gefaßt stand sie in der Nähe der Türe und wartete.

„Na — und? —“ fragte verwundert der Herr. Da trat sie näher. So nahe, daß sie die Hand auf das weiße Strümpfchen legen konnte.

„Herr Rau“, sagte sie leise, „das Strümpfle gehört meinem Büble.“ Und dann, als es ganz still im Zimmer blieb: „Er hat sonst nie weißwollene Strümpfle g’habt; aber sein Vater, der Fritz, mein Bräutigam, hat das weiße Garn vom Jahrmarkt heimgebracht. Er hat’s net besser verstande!“

Es blieb immer noch still. Beängstigend still. Lina wagte den Blick nicht zu erheben. Stammelnd beichtete sie weiter: „Mei Mutter hat arg g’schimpft, Sie dürfen’s glaube.“ —

Es lag etwas so Demütiges, so Bittendes im Ton und in der Stimme, daß davon in der Seele des alten Rau vieles weggeräumt wurde, eine überlagernde tote Schicht, die den klaren Grund zugedeckt hatte.

„Sie haben ein Kind, Lina, einen Buben?“ fragte er grenzenlos überrascht. Sie nickte stumm und ergeben.

„Warum haben Sie denn das nie gesagt?“ —

Jetzt schlug sie die verweinten Augen auf. „Ich hab's doch meiner Mutter gesagt, sie soll's sage. Aber sie und der Fritz. — —“

„Ist das der Vater? —“ unterbrach Herr Rau. Sie senkte den Blick wieder und nickte.

„Wie alt ist er denn?“

„Vierundzwanzig.“

„Ach was, das Büblein meine ich,“ wies Herr Rau zurecht und lächelte ein wenig, ein Lächeln von der Art, wie es sonst nur sein Kanarienvogel von ihm zu sehen bekam.

Vielleicht spürte das Mädchen dieses Lächeln, wenn sie es auch nicht sah. Viel getroster und mutiger sagte sie: „Das Fritzle ist jetzt elf Monat.“

„Wieviel Zähne hat er?“

Sie trumpfte auf: „O, schon den ganzen Mund voll“, und ihre Augen lachten.

„Mit elf Monaten hatte der meine erst acht“, jagte verjöhnt der alte Mann und nickte mit dem Kopf, als sei ihm ein schweres Problem aufgetaucht. Es blieb eine Weile so still im Zimmer, daß man Frau Maier in der Küche draußen husten hörte.

„Weiß es die Maier?“ setzte der Alte jetzt das Verhör fort.

„Alles Helle schwand wieder aus Lina's Gesicht. Sie schüttelte den Kopf.“

„So so! So so! Nun — es geht sie auch gar nichts an“, entschied energisch der Herr, sich selbst und das Mädchen ermunternd. Und dann im alten Ton: „Was ist der Bräutigam?“

„Bauer; aber jetzt schafft er als Steinbrecher.“

Ein Schatten flog über des Mannes Gesicht.

„Raucht er?“ kam es sehr kurz und drohend.

„Bloß, wenn er eine g'schenkt kriegt“, versicherte eifrig die Lina.

„Zigaretten? —“

„Was kommt. —“

Herr Rau machte eine sehr wegwerfende Bewegung mit der Hand. „Wenn einer raucht was kommt, das ist schon schlimm, Lina. Sie müssen es ihm abgewöhnen, ganz und gar abgewöhnen! Sehen Sie mich an! Ich rauche schon vierzig Jahre nicht mehr, schon seit —“ er brach ab. Etwas schien ihm dazwischen gekommen zu sein.

„Ist Ihr Büblein gesund?“ fragte er andern Tons.

Ihr Gesicht strahlte auf. „Und wie!“

„Versorgt es Ihre Mutter gut?“

„Und wie!“

„Ist Ihr Bräutigam brav?“

„Und wie!“

Herr Rau runzelt die Stirn ein wenig. „Zuinner: und wie! Will sie ihn verulken? Aber des Mädchens Gesicht ist so hell, so von ehrlicher Freude, so von ehrlichem Stolz überleuchtet. Sie weiß wohl selbst nicht, wie armjelig sie antwortet.“

„Wann werden Sie heiraten, Lina? —“

Da kommt eine große Bekümmernis in ihre Züge.

„Er verdient zu wenig, sagt meine Mutter.“

„Sie haben eine kluge Mutter, Lina. Wenn sie nachher mit der Milch kommt, schicken Sie sie zu mir herein.“

Das Mädchen fühlt, daß es entlassen ist und geht. Ganz so schwer ist der Druck auf ihrer Brust nicht mehr. Wie die dunkelsten Wolken, sobald sie näherziehen, von ihrer Schwärze verlieren, so scheint auch ihr nahendes Schicksal etwas von seiner schweren Bedrohlichkeit eingebüßt zu haben. Aber rein ist die Luft noch nicht und ihr Sinn noch nicht getrost.

Herr Rau sen. aber steht drinnen in dem behaglichen, altväterisch, aber wertvoll und schön eingerichteten Zimmer am Fenster und sinniert.

In das verkrustete Gleichmaß seiner Tage und seiner Gedanken ist ein Riß gekommen, etwas Lebendiges quillt hervor.

Das ist ihm Beunruhigung; aber Beunruhigung von der guten Art, die das verhocte Blut wieder flüssig macht.

Nicht, als ob er nun in einer großen Rührung gewesen wäre und für das Mädchen und ihr Kind das gütige Schicksal hätte spielen wollen! Wer konnte, wer durfte denn das: Schicksal spielen? —

Aber das war ihm in Erinnerung gebracht, daß neben dem einförmigen, verholzten Ablauf seiner Tage auch sonst noch etwas war und daß über den Plattenweg Leute gingen, die nicht nur allerhand Abfall wegwarfen, sondern auch ein Leben lebten, ein Schicksal trugen, ihre Leiden und Freuden, ihre Sorgen und Plagen, ihre dunklen und hellen Heimlichkeiten hatten, die schließlich wichtiger waren, als was sie gelegentlich auf den Weg warfen oder auf dem Weg verloren.

Was „der alte Rau“ nachher mit der Milchfrau verhandelte und beriet, das weiß der kleine grüne Schuh, der, als die Frau gegangen, einjam noch lange auf dem Schreibtisch stand. Er sah fast aus, als habe er Heimweh nach dem weißwollenen Strumpf, der sich wieder davongemacht hatte, um an des Fritzles strampelnden Fuß zu kommen.

So ein Kinder Schuh, vorn ein bißchen abgerutscht und mit ein paar Flecken dran — ach, was kann er doch für eine beredte Sprache reden! Das ganze stille Zimmer ist voll von dem, was er zu sagen hat, ja, noch draußen die dunkelnde Weite, über der jetzt die ersten Sterne zu funkeln beginnen, scheint davon angefüllt.

Aber freilich: es muß ein Schuh sein von einem Paar, zu den die Füßchen schon auf andern als irdischen Pfaden gehen. Vielleicht dort droben auf dem Abendstern, der jetzt über der Pappel beim Kirchhof aufglüht?

Er steht lange am Fenster, der alte Rau, ehe er heute die Lampe entzündet.

Was Frau Maier zu der Sache sagte?

Nun, Herr Rau sowohl als die Lina waren vorsichtigerweise nicht dabei, als die Milchfrau auf des Herrn strikten Befehl der Gefürchteten Aufschluß gab. Aber es ging laut und lebhaft zu in der Küche, erst in durchaus feindseliger Weise, dann nach und nach gemäßigter, bis schließlich beim Auseinandergehen die beiden Frauen offenbar einer Meinung waren.

Ihrem Herrn gegenüber versicherte nachher die Haushälterin, sie habe sich schon lang gedacht, daß es mit der Lina so sei. Wenn eine so flink und anstellig, so fleißig und gefällig, so freundlich und ehrlich sei, dann habe es immer sonst einen Haken, und das sei in diesem Fall das Frikle.

Das Gute sei nur, daß die Lina noch lang nicht heiraten könne. Der rasche Mädchenwechsel sei ihr, der Frau Maier, verhaßt. Herr Rau werde wissen, daß sie selbst vierzig Jahre bei ihm sei, und vorher sei sie ein Jahr verheiratet gewesen. Wenn ihr Mann, der Eisenbahnbremsler, nicht im Dienst verunglückt wäre, hätte sie das Dienen gar nicht nötig. Vielleicht hätte sie dann selber einen Sohn oder ein paar. Aber Frikle würde sie keinen heißen, das sei so altväterisch. Ihrer Nichte ihr Enkelkind heiße Manfred, und das gefalle ihr. Zur Eisenbahn würde sie auch keinen lassen. Das sei immer gefährlich. Aber freilich das Motorradfahren, das sei noch schlimmer. Ueberhaupt, wenn man unsere Zeit ansehe, dann sei's doch besser, man habe kein Kind, und die Lina, die werde noch aufgucken! Ueberhaupt, wo sie es doch so groß im Kopf habe mit weißwollenen Strümpfen. Aber so seien halt die Lochstetter. —

Herr Rau ließ den Schwall über sich ergehen. Er kannte die Tonart und den Aufbau solcher Erörterungen und war nicht mehr zu verblüffen.

Dagegen war Frau Maier verblüfft, als Lina bald darauf ihr Frikle einmal ins Haus brachte und sagte, der Herr habe es befohlen.

Ein paar Stunden lang war das Kind dann im Garten, der unter der warmen Sonne des klaren Herbsttages noch einmal in seiner schönsten Buntheit leuchtete. Es lag in einem uralten breiten Wagen, den man in der Stadt nach Aussehen und Beschaffenheit lächerlich gefunden hätte, in dem es aber dem lustigen Frikle sehr zu behagen schien.

Zur Abwechslung, und auf des Herrn Wunsch, hob die Lina den schweren Buben herans (er wog 25 Pfund, auf des Bergbauern Viehwage genau gezogen), und nun ließ man ihn im Sand des Weges, der so schön trocken und warm war, krabbeln, kriechen und purzeln. Er fand da merkwürdige Dinge: Steinchen, Hölzchen, Schneckenhäu'er — und alles wollte er zur näheren

Untersuchung in den Mund stecken. Weil er halt noch dumm sei, erklärte entschuldigend die junge Mutter.

Aber Herr Rau hatte Verständnis. Er sagte, Rau jun. habe das genau so gemacht. Einmal habe er sogar einen Regenwurm in den Mund schieben wollen.



Zur Abwechslung ließ man ihn im Sand krabbeln, kriechen und purzeln.

Frau Maier schalt, weil Lina so viel Zeit verträdle. Daß sie selbst auch nichts tat als herumstehen und den schabigen Kinderwagen und den rostigen Buben begutachten — daran dachte sie offenbar nicht.

Nach dem Herbst wurde es ordnungsgemäß Winter. Da gibt es für alte Leute, die keinen Sport mehr treiben, manchen grauen, trüben Tag. Was liegt da näher, als sich Jugend einzuladen, Jugend von der Sorte, die noch keinen Sport treibt, z. B. das Frikle? —

D. h. Frikle hatte jetzt das Gehen erlernt und betrieb es als Sport, also mit Liebe, ja Leidenschaft, und rein zum Vergnügen. Auch ein Sportkostüm hatte ihm die Lina auf Anraten des alten Rau, der die Sache finanzierte, angeschafft. Weiß wollte es ursprünglich der Herr haben; aber die Lina machte Vorstellungen. Also grün.

Die Maier schimpfte ein wenig. Erst, weil grüne Wolle schwer zu waschen sei, und nachher, weil die Lina dem Buben nicht auch gleich den Schal zum Anzug gekauft habe. Ob der Frikle erst „die Halsbräune“ haben müsse, ehe er einen Schal bekomme? Ihr selbst sei ein kleines Brüderchen an Halsbräune gestorben, und dem Schreiner Scharf, dem Nachbar von ihren Eltern, habe man in einer Woche vier Kinder an Hals-

brünne hinausgetragen; zwei feien Zwillinge gewesen, genau im Alter wie das Fritze, wenigstens der eine davon. Aber nicht der Zwilling, denn die feien natürlich gleich alt gewesen. —

Die Sache war nicht ganz klar entwickelt; aber man ließ es dabei bewenden. Frau Maier kaufte den fehlenden Schal.

Dann der Frühling! Wie wonnig ist es doch, wenn Kinder und Alte wieder ins Freie, wieder in die Sonne können! Wenn sie wie überwinterte Fliegen aus allen Ritzen kriechen und sich in der neugeschenkten Linden Wärme dehnen und freuen!

Ach ja, der alte Rau hatte lang, lang vergessen gehabt, daß man von der Sonne, von der Wärme lebt. Langsam lernte er's wieder.

Im folgenden Sommer konnte das Fritze schon mit dem Herrn den gepflasterten Wiesenweg wandern.

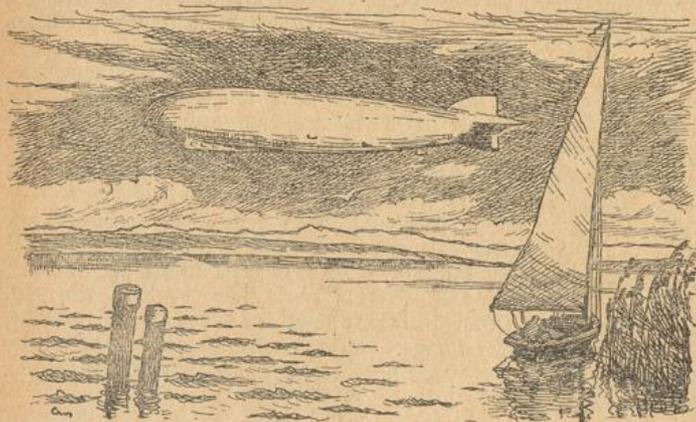
Ein paarmal verloren sie auf dem Spaziergang Bananenschalen und merkten es nicht. Man ist leicht unachtsam, wenn man glücklich ist. Die Augen, denen nichts entgeht, haben wohl lang nicht mehr in die helle Sonne geschaut. Beim Fritze und beim alten Rau war's anders.

Die Weltfahrt des „Graf Zeppelin“ 1929.

Von Kapitänleutnant a. D. Breithaupt-Neuruppin.

Mit der erfolgreich durchgeführten Atlantikfahrt des LZ 126 im Jahre 1924 ist der Gedanke des Weltluftschiffverkehrs in ein neues Stadium getreten. England hatte vorübergehend den Luftschiffbau ganz aufgegeben, sah sich aber durch die deutschen Erfolge veranlaßt, seine ablehnende Haltung zu ändern und schritt 1926 zum Bau der beiden, jetzt ihrer Fertigstellung entgegengehenden Schiffe R 100 und R 101. Auch in Amerika ging man trotz günstigster weltpolitischer Voraussetzungen zunächst nur zögernd an die technischen Vorarbeiten heran. Als aber „Graf Zeppelin“ seit Herbst 1928 in zahlreichen Fahrten die Geeignetheit des Luftschiffs

von 34200 km mit einer mittleren Geschwindigkeit von 113,8 km-Stunden in 20 Tagen und 4½ Stunden ohne bemerkenswerte Zwischenfälle zurückgelegt wurde, hat überzeugend die Überlegenheit des Luftschiffs gegenüber jedem anderen Verkehrsmittel auf weiten Entfernungen dargetan. Der „Luftschiffbau Zeppelin“ weiß, was er seinen Schiffen und den vorzüglichen Maybach-Motoren zutrauen darf. Trotz dieser günstigen technischen Voraussetzungen gehörte aber das ganze Selbstvertrauen einer erprobten Besatzung dazu, diese Fahrt über völlig unbekannte, unwirtliche Gebiete und weite, bisher niemals auf dem Luftwege überquerte Ozeane mit einem Schiff zu wagen, dessen Aktionsradius in Anbetracht der Riesentfernungen relativ zu klein war. Immer aber haben Mut und Entschlossenheit das Tempo des Fortschritts angegeben, wenn es galt, große Kulturaufgaben zu bewältigen. Was auf dieser ersten Weltumsegelung geleistet wurde, wird für alle Zeiten ein Markstein sein und bleibt mit ehernen Lettern eingegraben in die Annalen der Verkehrsentwicklungsgeschichte.



„Graf Zeppelin“ über dem Bodensee.

auf langen Strecken erneut erwiesen hatte, entschloß man sich zum Bau großzügiger Werftanlagen in Akron, Ohio, wo jetzt zwei Riesenschiffe von 185000 cbm für die Marineverwaltung ihrer Bollendung entgegengehen.

Die Weltfahrt des „Graf Zeppelin“ im Spätsommer 1929, auf der eine Gesamtflugstrecke

bereitet und in voller Würdigung der möglichen Gefahren von zielbewußten deutschen Männern durchgeführt. In den frühesten Morgenstunden des 15. August startete „Graf Zeppelin“ in Friedrichshafen zur Fahrt nach dem mehr als 11000 km entfernten Tokio. An Bord befanden sich einschließlich der Besatzung 61 Per-

Friedrichshafen—Tokio.

Auf Grund langjähriger Erfahrungen ist diese Fahrt vor-